

Geschmackssache

Schmackofatz aufs feinste

Frank Rosin ist als Fernsehkoch berühmt geworden, doch er nutzt diesen Ruhm nicht für die üblichen billigen Mätzchen, sondern kocht in Dorsten auf hohem Niveau.

Das Fernsehköche vor allem ihre eigenen Restaurants füllen, aber nicht unmittelbar für die Verbreitung einer besseren Küche sorgen, ist bekannt. Wenn sie aber wirklich gut sind, eröffnet sich ein mittelbarer Weg. Das „Rosin“ vom langjährigen Fernsehkoch Frank Rosin (zum Beispiel „The Taste“) im Dorstener Stadtteil Wulfen erfreut sich reger Nachfrage, und das auch bei einem Publikum, das normalerweise nicht zu den Stammkunden von Gourmetrestaurants gehört.

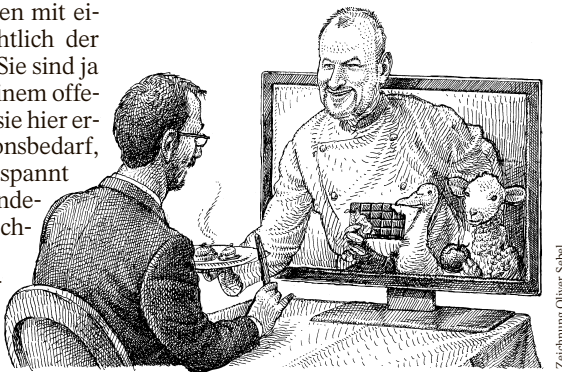
Rosin hat mittlerweile zwei Michelin-Sterne und eine Mannschaft von langjährigen Mitarbeitern, die, wie etwa die Sommelière Susanne Spies oder Maître Jochen Bauer, zu den Spitzenkräften des Gewerbes zählen. Die Gäste kommen mit einem gewissen Realismus hinsichtlich der Anwesenheit des Meisters („Oh, Sie sind ja doch hier!“), vor allem aber mit einem offenen Interesse an den Dingen, die sie hier erwarten. Es gibt Kommunikationsbedarf, und der wird hier vorbildlich entspannt bedient – und das auf gänzlich anderem Niveau, als es die Fernsehkoch-Burlesken vermuten ließen.

Die Küche des Neunundvierzigjährigen war früher verknüpft mit Spuren von Imbisskultur, Ruhrgebiet, Schalk 04, einer gewissen Bodenständigkeit und der Kreativität eines Mitgliedes der „Jungen Wilden“, jener im Jahre 1999 gegründeten Kochvereinigung. Heute findet man bei Rosin eine handwerklich hochentwickelte zeitgenössische Gourmetküche mit einer ganzen Reihe kreativer Aspekte, die zwar die Herkunft des „Gourmet-Autodidakten“ (Rosin) bisweilen noch verraten, Rustikalitäten aber weitgehend hinter sich gelassen haben. Immerhin aber werden die Kleinigkeiten zu Beginn und gegen Ende des Menüs immer noch „Schmackofatz“ genannt, nach der regionalen Entsprechung des etwas bekannteren Begriffs „Schmankerl“.

Es gibt da zum Beispiel ein mit Mikrosensoren angereichertes

Stückchen Lachs mit Meerrettich und einem stark reduzierten Tomaten-Soja-Lack oder ein „Königsberger Tatar“, eine Mischung aus klassischem Tatar und den Aromen von Königsberger Klopfen, mit Cremes aus Senf und Paprika, mit einem Paprika-Luftbrot, zweierlei Perlzwiebeln und kandierten Kapern. Wenn man denn unbedingt nach älteren Bezügen zur Biographie Rosins suchen möchte, würde man eine gewisse Vorliebe für Paprika-Elemente konstatieren, die in der Imbissstube seiner Mutter sicher ihren festen Platz hatten. Aber das ist eben sehr lange her, wie Rosins „Paprika-Basilikum Caprese“ mit gegrilltem Pulpo zeigt. Natürlich ist die Basis im Prinzip ein populäres Gericht mit entsprechend assoziativem Kontext. Hier aber gibt es feinste Grillnoten beim zarten Pulpo, mild-süße Gemüsepürees und eine das Spektrum erweiternde Temperatursteuerung mit kühlen Elementen wie einer Ziegenkäsecreme. Da ist dann Populäres beim populären Fernsehkoch in kulinarisch hervorragender Form zu finden.

So kann es sein, so ist es gut. Es folgt die Kombination aus gegrillter Melone und beidseitig angebratenem Thunfisch mit Kaffir-Zwiebeln, Papaya und einem stark zu-



Zeichnung Oliver Schel

rückgenommenen Röstwurst-Crumble, danach eine Zander-Rolle, die mit einer Auster gefüllt ist und von einer gelierten Paprikaessenz begleitet wird. Und dann kommt ein großer Wurf aus der kreativen Abteilung: „Tafel Schokolade von Entenleber, kalter Kalbsjus mit Trüffel und gebackener Beerenauslese“. Das klingt wie eine der oft unsäglichen dessertähnlichen Foie-gras-Kreationen, ist aber wesentlich anders aufgebaut und hat eine Reihe origineller Aromen. So etwa im Kern eine Art Kuchenstück aus Foie gras mit Schokoladenkruste, ein Gelee aus Beerenauslese im Stil einer Crème brûlée, Kaffeegeleekügelchen, ein Popcorneis und ein Selleriesalat. Die Foie

gras schmeckt gleichzeitig wunderbar traditionell bis altmodisch (in Erinnerung an ländlich-parfümierte Ausführungen) und modern wegen der Tiefe von Schokoladen- und Bitternoten. Auch in der Begleitung spielen herzhaft Noten eine Rolle, die an die Bitternoten anschließen und so eine ganze Reihe origineller und guter Akkorde ermöglichen.

Beim „Müritzlamme aus dem Tomaten-sud mit eigenem Blutwurstknödel und Rosinendurcheinander“ schafft Rosin aus seiner nicht immer konventionellen Aromenvorstellung heraus wiederum ein Gebilde von alternativem Charakter. Speziell die Blutwurst mit gerösteten Pistazien schmeckt hervorragend zum geschmorten und dezert aromatisierten Lammfleisch, dessen süßliche Begleitelemente – typisches Merkmal dieser Küche – durch Gemüsiges wie ein Bohnenpüree und eine Apfel-Kräuter-Salsa ausbalanciert werden. Das Ziel dieser Küche scheint zu sein, eine gewisse klassisch-mehrheitsfähige Süffigkeit zu behalten, dabei Klischees in Form allzu bekannter Zubereitungen (wie etwa banale Saucen) zu vermeiden und immer wieder überraschende Reize zu setzen. So etwas bedient dann gelernte wie ungelernete Gourmets.

Vermutlich spielt aber ab und zu auch eine Rolle, dass Rosin, der ohne den direkten Einfluss eines Spitzenkochs groß geworden ist, zeigen möchte, dass er mittlerweile auch klassisch-handwerkliche Spitzenleistungen realisieren kann. Das Reh mit Sellerie und Johannisbeeren ist ein solches Gericht, das quasi ausschließlich auf einer hochfeinen Garung für ein sehr gutes Produkt basiert und von wenigen Elementen begleitet wird, die das Hauptprodukt unterstützen, ohne Spannungen zu erzeugen, die von ihm ablenken könnten.

Natürlich gehört hier auch bester Käse dazu: ein Stilton von Affineur Anthony, der fast in einer Dekonstruktion des reinen Produkts ins Milde ausläuft, mit Feigen, Orangen und Honigbrot, einer Stilton-Crème und einem sehr schönen Stilton-Beignet. Die Wucht des Grundprodukts wird quasi abgeleitet und zeigt ein überraschendes Raffinement. Nach einem dezerten Vordessert, das Orange, Süßkartoffel und „Luftschokolade“ (das kulinarische Äquivalent zur „Luftgitarre“?) kombiniert, sind die Desserts ein wenig auf der bunten, stark verdichteten Seite. Da fehlt dann vielleicht doch noch die endgültige Version von „Kaltm Hund“.

JÜRGEN DOLLASE



Schicke Gewalt: In Berlin heulen die Kuratoren Ellen Blumenstein und Daniel Tyradellis mit dekorativen Wölfen. Foto Kunst-Werke

Feuern und vergessen

Eine Berliner Schau widmet sich der Gewalt im digitalen Zeitalter. Gelingt das?

Wer Jeff Koons abknallen möchte, sollte die Gelegenheit nutzen und in die Berliner Kunst-Werke gehen. Dort darf man im Rahmen einer Ausstellung eine Knarre auf ihn und Ilona Staller richten – genauer gesagt, auf das Porträt des Künstlers und seiner ehemaligen Lebensgefährtin in „Jeff Koons must die!!!“, einem Computerspiel. Aber immerhin darf man die beiden so, wie sie nackt daliegen, einfach in die Luft jagen. Und die aufgeblasenen Hasen und Hunde gleich mit, die berühmten Koons-Skulpturen, die einen Haufen Geld kosten und bei den superreichen Sammlern aus Russland wie Gartenzweige für die oberste Finanzelite vor den Villen stehen.

Es ist das erklärte Ziel des Künstlers Hunter Jonakin, den Besucher mit seinem Spiel aus der Reserve zu locken und zum Schützen zu machen. Aber die gute Laune über die digitalen Schüsse währt nicht lange. Sobald man den Joystick aus der Hand legt und sich durch die drei Stockwerke der Institution bewegt hat, ärgert einen diese Arbeit sogar. Gewalt kündigen die Kunst-Werke an, von Gewalt soll die Ausstellung, die dort zu sehen ist, handeln. Auf dem Asphalt der Straße weist der Umriss einer Drohne einen Weg und verspricht gemeinsam mit dem Titel der Schau noch vor den Toren so viel: „Fire and Forget. On Violence“ heißt er. „Fire and forget“ ist ein militärischer Ausdruck für Waffensysteme, die, einmal abgefeuert, selbständig ihr Ziel suchen. Hollywood liebt diese Waffen. In jedem Kriegsfilm tauchen sie auf, werden Bomben abgefeuert, die in den Irak rasen und dort unschuldige Kinder zerfetzen. Aber die Kunst-Werke sind nicht Hollywood, und diese Ausstellung will kein Kriegsfilm sein. Den Kuratoren geht es, jedenfalls kündigen sie das auf dem Wandtext zu Beginn an, um den „Verlust einer unmittelbaren Konfrontation mit der Gewalt“, um die „abstrakten Größen“, zu denen „Tötungshemmung, Mitgefühl oder die Auseinandersetzung mit der Verhältnismäßigkeit von Waffengewalt“ durch den Einsatz solcher neuen Technologien geworden seien und durch die Menschen auf Pixelgrö-

ßen heruntergerechnet würden. Nur leider gibt es in dieser Schau kein zeitgenössisches Werk, das über diese Form von neuer Gewalt reflektiert.

Die Schau ist in vier Themenfelder unterteilt, die den Begriff „Gewalt“ so ausüfern lassen, dass er einem fast vollständig entgleitet. Verloren wandelt man zwischen häuslicher Brutalität und Krisengebieten, spielenden Kindern und verrückten amerikanischen Jägern umher. Immer wieder bleibt man überrascht vor Amateurfotografien aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg stehen. Oft hat man den Eindruck, die Kunst soll in diesem weiten Spektrum aus „Grenze“, „Affekt“, „Erinnerung“ und „Ereignis“ den Übersetzer spielen, der das Bild und die Waffen zurück in die Wirklichkeit holt und den Erfahrungsmangel ausgleicht, der das Leben hierzulande prägt. Es steht ein Käfig mit Wärmelampen da, der Quantanano heißt, durch den man hindurchmarschieren kann. Im dritten Stockwerk trifft man auf Polizisten in Schutzanzügen, die von Seite zu Seite schaukeln und einen offenbar erschrecken sollen. Aber das funktioniert nicht. Angesichts der Bilder, die das Gedächtnis speichert von Bomben, die durch Hollywoodfilme rasen, und von brutalen Szenen, die aus dem sogenannten „Islamischen Staat“, Guantánamo oder Abu Ghraib in die Öffentlichkeit drängen, sind all das hier niedliche Attrappen. Man schämt sich fast für sie.

Selbst der in der Sache verständliche Koons-Hass ist ja in diesem White Cube keine Provokation – in einem Raum wie den Kunst-Werken, die sich als Underdog-Zentrum jenseits der großen Kapitalströme des globalen Kunstmarkts inszenieren, können sich alle schnell darauf einigen, dass man gegen die reichen Russen ist, die neuerdings den Kunstmarkt dominieren, und gegen einen ihrer Lieblingskünstler. Der einzige Künstler in dieser Ausstellung, der dieses Selbstgefallen in Frage stellt, ist der junge Damien Hirst. In einem Video aus der Mitte der neunziger Jahre zeigt er, wie er sich mit einer Pistole in den Kopf schießen würde. Er erklärt die verschiedenen Winkel, tes-

tet die Möglichkeiten, Selbstmord zu begehen unter dem Titel „Do it“. Man kennt den Slogan aus der Nike-Werbung.

Auf welche Abwege die zu schwammige Betrachtung von Gewalt in all ihren Facetten Künstler führen kann, zeigen die Kuratoren – ob gewollt oder nicht – ebenfalls: Es gibt viele hübsche Nachbildungen aus Holz, Leder oder Plastik, verziert mit Vogelfedern, die die Ästhetik von Waffen ins Licht rücken sollen, sogar echte Granathülsen, arrangiert von dem Künstler Kris Martin, die hier goldschimmernd den Kunststatus einer Form behaupten, die anderswo Menschenleben zerstört. Einmal zum Kunstobjekt erklärt, „verstört“ die Granathülse nicht und bricht mit keinerlei Sehgewohnheit, wie immer gern behauptet wird, im Gegenteil: Die Kunstwelt entschärft das furchtbare Objekt; als „Kunst“ kann man es sich ohne Kopfzerbrechen als rein ästhetisch ansprechendes Objekt auf die Anrichte stellen. Immerhin: Die historischen Arbeiten – Zeichnung einer Atombombe von Robert Longo, die Montagen von Martha Rosler, die Bilder aus dem Vietnamkrieg in amerikanische Hochglanzmagazin-Ferrowelten geklebt hat, oder Haroun Farockis dokumentarischer Blick auf den Einsatz und die Konsequenzen von Napalm – bieten eine wichtige, historische Perspektive in der Schau.

Sie können einen bis heute ins Mark treffen: Im ehemaligen Konzentrationslager Dachau hingen Fotos von NS-Offizieren und Soldaten, deren Gesichter von Besuchern der Gedenkstätte über Jahre hinweg zerkratzt wurden. Rudolf Herz dokumentiert in der Schau die Zerstörung der Museumsbilder in einer Fotoserie aus den Jahren 1976/80. Er zeigt Bilder als Körper, die verletzt und verletzt werden können.

Ähnliches erwartet man in den Kunstwerken jedoch von zeitgenössischen Arbeiten, die sich der Technologie der Gegenwart und ihrer Bildproduktion und -rezeption annehmen. Ausgerechnet diese aber fehlen.

ANTJE STAHL

Fire and Forget. On Violence. In den Kunst-Werken, Berlin; bis zum 30. August. Kein Katalog.

Lebendiger Expressionismus

Sprachkünstlerin mit herbem Humor: Zum Tod von Renate Rasp

Für die Selbstinszenierung einer Dichterin als Hexe waren die siebziger Jahre vielleicht zu theoriefromm. Nachdem zwei Gedichtbände von ihr eher mäßige Resonanz gefunden hatten, veröffentlichte Renate Rasp 1979 mit „Zickzack“ einen Roman, dessen kollektiver Verriss ihr offenbar so zusetzte, dass sie das Publizieren für gut drei Jahrzehnte vollständig einstellte. Im Frühjahr 2011 erschien in der „Neuen Rundschau“ und in der Sommerausgabe der Literaturzeitschrift „Edit“ ausgewählte Poesie von ihr, die aufmerken ließ und deren Wirkung sich in die schlichte Frage fassen lässt, ob der Expressionismus wirklich schon passé ist. Damit soll nicht irgendein weitgefächter Begriff für schlampiges Ergriffensein bezeichnet sein, sondern eine radikale Lebenseinstellung. Wobei die Tochter des Schauspielers Fritz Rasp wohl keine Hohepriesterin irgendeiner Lebensform war, sondern eine Sprachkünstlerin mit herbem Humor.

„Junges Deutschland“, ihr zweites Poesiebuch (neben einiger flamboyanter Prosa), bietet ein mit den verschiedenen Mitteln der Metonymie erzeugtes Ausbrechen aus vage politisierter Befindlichkeitsschilderung, die die Alltagslyrikgruppen der Endsiebziger kanonisiert hatten. In die mediale Legendenwelt von heroischen Performance-Auftritten (Kling, Götz), die gegen ein einfältiges Verständnis der Dichtung gerichtet waren, gehört auch eine Buchmesenlesung von Renate Rasp mit freiem Oberkörper. Von den Literaturhistorikern wurde ihr Akt, der vielleicht erst seit Femen lesbar ist, als fade PR ab-



Sie wollte weg von bloßer Innerlichkeit: Renate Rasp

Foto Brigitte Friedrich/SZ Photo

getan – es ist aber genau dieser verschrobene Mut, der Renate Rasps Poesie so unvergesslich macht. In einem ihrer letzten zu Lebzeiten publizierten Gedichte wütet und keift sie gegen das Sterben: „Hand greift / aus Mülltonne. / Müssen jetzt die Männer nicht / Eis an sie legen. / Hand jetzt

Arm / und Gesicht / neben ihm. / Es ist doch ein kleines Mädchen. / Muss es nicht Spiel herausarbeiten. / Weiße Hand / aber über / dem Spiel. / Lass es weggehen. / Das Spiel kommt wieder.“ Wie erst jetzt bekannt wurde, ist Renate Rasp am 21. Juli in München im Alter von achtzig Jahren gestorben. KONSTANTIN AMES

In Trauer und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von

Frau Johanna Quandt

Mitglied des Aufsichtsrats der ALTANA AG von 1982 bis 1996

Mit ihrer unternehmerischen Erfahrung, großem Wohlwollen und Begeisterung für ALTANA hat Frau Quandt dem Unternehmen entscheidende Impulse gegeben.

Wir werden ihr Andenken in Ehren wahren.

Unser tiefes Mitgefühl gilt ihrer Familie und ihren Angehörigen.

Aufsichtsrat, Vorstand und Mitarbeiter
der
ALTANA AG